

Stehentanz in Baroda.

L. A. H. W.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XX.



№ 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

52

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

October Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1871.

Am Hofe des Guikowar zu Baroda in Indien.

I.

Bei uns in Europa sind Pracht und Pomp, auf welche man in früheren Jahrhunderten so großen Werth legte, mehr und mehr in Abgang gekommen; das ganze äußere Leben ist farblos geworden, hat das Bunte und Malerische verloren; der Hofhalt wird eingeschmückt, die Uniformen der Bediensteten, vom Lakai bis zum Postmarschall hinauf, sind trotz aller Stickerien tristes einfarbig, und die Soldaten sind zumeist nach einerlei Schnitt und Farbe bekleidet. Die Fürsten tragen ein Soldatenkleid oder den schwarzen Frack. In dieser Gleichmäßigkeit verschwindet der Einzelne, er geht auf in der Masse.

Ganz anders in Hindien. Bei einzelnen Herrschern in dem weiten Lande, das sich im Süden des Himalaya hindehnt und vom Indus, Ganges und Bramaputra durchzogen wird, welche Prunk an ihren Höfen lieben, findet man sich ins volle Mittelalter zurückverlegt. Dort ist für einen Europäer Alles farbig, original, reich und auffallend, das ganze Leben hat einen andern, weit mannichfaltigern Charakter; Himmel und Luft, Thier- und Pflanzenwelt, Bauart und Menschen sind nicht wie bei uns und gewähren einen fremdartigen, in hohem Grade interessanten Anblick; man erhält von ihnen ganz neue Eindrücke.

Freilich ist auch in Indien Vieles von dem Glanze herrlicher Reize verschwunden. Die meisten Staaten sind den Engländern unterworfen, andere von ihnen mehr oder weniger abhängig. Die Fürsten haben Einbuße an Land und Einflüssen erlitten und sind in ihren Finanzen beschränkt.

Oktobr XX. Nr. 13. (October 1871.)

Aber einige wenige sind doch in der Lage geblieben, ihren Hofhalt in altindischer Weise fortzuführen. Zu ihnen gehört einer der Maharattensfürsten, der Guikowar, dessen Thron in Baroda steht.

Bekanntlich sind einst die Maharatten im nordwestlichen Indien sehr mächtig gewesen, und es hat den Engländern viel Geld und Blut gekostet, dieses tapfern und kriegerischen Volkes Herr zu werden. Um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts lockerten sich nach und nach die streifenartigen Völker, welche bis dahin das Reich des Großmogul zusammengehalten hatten, und es gelang einem unternehmenden Manne, Sivadshi, sich zum Gebieter der verschiedenen Maharattensämme empor zu schwingen. Er wurde unabhängig vom Großmogul Aurengschah, der 1708 starb, und nach dessen Tode das einst so mächtige Reich mehr und mehr der Zersplitterung anheimfiel. Sivadshi's Nachfolger traten als Eroberer auf; als Dynastie der Kam Radschas hatten sie ihren Königssitz zu Saktara. Ihnen blieb das Schicksal nicht erspart, welches so manche alte und neue Dynastien betreffen hat. Wie die künftigen Himmelskinder dem Herrscherhause der Krowinger ein Ende machten, so that es mit dem Kam Radscha ihr erster Minister, welcher zugleich Aufseher der Reiterel war. Als „Bishwa“ gründete er einen eigenen Staat mit der Hauptstadt Puna, die nördlich von Bombay in südöstlicher Richtung liegt; gleichzeitig nahm ein anderer Rebelle Berar für sich in Besitz. Die Kam Radschas, sehr verleinert an Macht, starben 1777 aus; nach

25

einigen Jahrzehnten bekriegt sich dann die verschiedenen Maharattensfürsten, welche einzelne Landestheile an sich gerissen hatten, unter einander, namentlich auch der Maharadscha Scindiah von Gwalior und der Holkar von Indore; die Engländer wurden herbeigerufen und in diese Kämpfe verwickelt. Das Ende war, daß seit 1817 sämtliche Maharattensstaaten als „verbündete Staaten“ mediatisirt und von da an durch englische Residenten an ihren Höfen überwacht wurden, auch sind sie verpflichtet, Hülfstruppen zu stellen.

Zu diesen „verbündeten“ Herrschern gehört auch der König von Baroda in Guzerat. Sein Staat umfaßt nicht viel mehr als 200 deutsche Quadratmeilen, nördlich von Bombay, zwischen dem Hochlande von Malwa und dem Golfe von Cambay, zählt nur etwa 350,000 Bewohner, aber der Herrscher hat mehr als drei Millionen Thaler Einkünfte. Seine Hauptstadt Baroda liegt unter 22°18' nördlicher Breite, am Ruffe Bidromitra, hat zumiß hügerne Hügel mit mehreren Stadtwerten und zählt etwa 150,000 Einwohner.

Dort entfaltet der Sultans Hof seine Prachtentzückung, hält Thierkämpfe und veranstaltet in der Umgegend große Jagden. Die Familie ist sehr stolz auf diesen Namen, der in der Maharattensprache Thierkämpfer oder Thierwörter bedeutet. Sie stammt von Banen ab, welche nach Aureng zeib's Tode unter die Rajanen des Reichs traten und gegen den Großmogul kämpften. Pillaibshi Sultans Hof, der vorwärts ein Diener gewesen, wurde Sultan der Dynastie; er hatte sich zum General emporgeschwungen, und bemächtigte sich 1724 der beiden Königreiche Guzerat und Kattwar.

Der gegenwärtige Herrscher, Chanberao, liebt die Pracht und verkehrt gern mit Europäern. Als 1864 der Forschungsreisende F. Rousslet ihm vorgestellt wurde, kehrte er sich äußerst freundlich. Er trug europäische Kleidung von weißer Leinwand und Lackstiefeln; nicht der mindeste Schmutz, nicht einmal ein Ring war an ihm zu sehen. Er war ein kräftig gebauter Mann von circa 45 Jahren, mit etwas gewölbter Schulter; das an sich hellfarbige Gesicht war von der Sonne gebräunt, und hatte einen eigenthümlichen Ausdruck. In seinem Charakter findet sich kein Zusammenhang; im gewöhnlichen Lebensverkehre ist er die Güte selbst, bei anderen Gelegenheiten dagegen wild und grausam. Seiner dünnen, kurzen Bart trägt er, nach maharattenschem Brauch, nach anständig gekämmt, der Kopf ist laß gelassen und nur am Hintertopf ein kleiner Büschel stehen geblieben. Seine höflichen Manieren haben einen etwas bürgerlichen Anstrich; er ist nicht unzugänglich, wie die meisten indischen Radschas, sondern hält seine Thüren offen und läßt Jeden vor, der ein Ansuchen an ihn stellen will^{*)}.

Dieser Sultans Hof ist, wie gesagt, der einzige Hof Indiens, welcher in althergebrachter Weise Hof hält, mit demselben Pomp und der glänzenden Pracht, die die meisten Radschas in früheren Zeiten. Im Juni monath erfährt die Regenzeit einige Unterbrechung, und diese Zeit wird zu allerlei Jagden und Festlichkeiten benutzt; die Thierkämpfe spielen dabei eine so wichtige Rolle, wie im christlichen Spanien, sind aber viel wilder und für den Europäer weit merklicher. Der jüngst (im Sommer 1871) verstorbene Herr-

scher verbandte große Summen auf diese barbarischen Spiele. Er war hitzigen Temperaments, sah gern Blut und ergab sich weidlich, wenn in der Arena Menschen und Thiere in Lebensgefahr schwebten. Auch ließ er es sich nicht nehmen, die großen Festlichkeiten in eigener Person anzusehen.

In seinen Parks hielt er eine große Anzahl von Elephanten, welche zum Kampf abgerichtet waren. Sie sind an und für sich gutmüthig, können aber in einem Zustand wüthender Aufregung versetzt werden, welchen man als Wessh bezeichnet. Man stürzt sie etwa ein Vierteljahr lang vorzugsweise mit Zucker und Butter; dann werden sie so wild und grimmig, daß weder Mensch noch Thier vor ihnen sicher ist.

In einem letzten Sonntag sollte ein Elephantenkampf stattfinden. Der Sultans Hof ließ es sich nicht nehmen, den bei Hof vorgestellten Europäern vorher die beiden Kämpfer zu zeigen, auf welche schon im Voraus viele Wetten abgeschlossen worden waren. Die gewaltigen Thiere hatte man an sehr schweren Ketten in einer festen Umfriedigung fest gemacht, und eine Menge von Liebhabern unterhielt sich über die Vorzüge des einen oder andern Elephanten. Der Herrscher ging unter den Ketten umher wie ein gewöhnlicher Privatmann, gekleidet, wie und wie und ging Wetten ein.

Um die zum Thierkampf bestimmte Stunde holte der Oberjägermeister Haryhadada die Europäer mit einem Wagen ab, um sie in die Elephantenarena, den Jagdort, zu bringen. Derselbe befindet sich in dem alten Palaste der Nawabs von Guzerat. Das Gebäude stammt aus alter Zeit; ein schöner Säulengang führt in einen geräumigen Hof, der von Backsteinbauten umgeben ist und in welchem Stein- und Metallarbeiten nicht fehlen. Die Lage des Königs war schon mit Kostentum angefaßt, die auf Volkersen Platz genommen hatten; für die Europäer hielt man Stühle bereit, und sie konnten bequem der ganzen Platz übersehen, der ein längliches Viereck von etwa 200 Fuß Breite und 900 Fuß Länge bildet. Er ist von hohen Mauern eingefaßt, welche eine große Anzahl enger Spalten haben, durch welche ein Mensch bequem aus- und eingehen kann, aber ein Elefant nicht. Eben auf der Mauer befinden sich auch die schaulustige Menge; auch auf den Dächern und in den Wänden sieht man zahlreiche Gassen.

Auf einem Erdhügel stehen mehrere weibliche Elephanten, welche an dem Schanzpfeile, das bald beginnt, lebhaften Antheil nehmen. Man bringt man die beiden Rängen, die noch ihre schweren Ketten tragen, und befestigt diese so, daß die Thiere einander gegenüber stehen. Sie trompeten gewaltig mit dem Rüssel und hauchen ihre Zähne in den Sand. Rechts und links herum steht der Elefant auch in der wüthendsten Aufregung seinen Mahant oder Korna (Führer), der ihm nahe kommen darf. Zunge, nur spärlich besetzte Stinger gehen gruppenweis in der Arena umher; diese Salmirivallas spielen in Baroda dieselbe Rolle, wie die Toradors bei den spanischen Stierkämpfen; man kann sie Elephantadores nennen. Sie tragen einen farbigen Turban und kurze, eng anliegende Weidkleider, welche der Elefant mit seinem Rüssel nicht puken kann. Die Hinterschenkel haben nur einen Dohlschleier, und einen rathlosen Schleier; andere tragen lange Panzen, und noch andere einen Brander an einem Stabe nach einer benennenden Linie. Die Letzteren haben die gefährlichste Aufgabe, denn sie müssen stets in Bewegung sein, um solchen Elephantadores, die in Gefahr sind, Rettung zu bringen. In einem solchen Falle treten sie vor das wüthende Thier und legen den Brander in Feuer; dann erschrickt der Elefant und man kann den Verwundeten fortschaffen. Der Brander darf jedoch nur im äußersten Noth-

^{*)} Ich lese finden in der „Times-Press“ vom 22. September in einer Correspondenz aus Calcutta vom 10. August, daß Chanberao vor Kurzem gestorben ist. In Anfang August war der neue Sultans Hof mit großer Feierlichkeit und angesehener Bewachung insallirt worden. Die Witwe des Verstorbenen hatte versucht, ein Kind zum Nachfolger zu ernennen, es wurde aber ermittelt, daß es nicht einer Tochter einen Achten unterziehen wollte, um unter besten Namen zu herrschen. Sie mußte den Hof meiden. A.

soll angewandt werden; andererseits steht aber Strafe daran, wenn ein Mann nicht gerettet wird.

Auf ein Zeichen, welches der Guiltowar gab, räumten Alle die Arena, die sofort für den Kusti, d. h. Kampf, hergerichtet wurde. Die Mahars steigen auf den Hals der Elephanten, welchen man nun die Ketten abnimmt, und so stehen denn die Feinde einander gegenüber. Eine kleine Weile betrachten sie sich, machen einige Schritte vorwärts, heben den Köffel in die Höhe und brüllen in einer Art von tiefem Trompetentönen. Erwa in der Mitte der Arena prallen sie in raschem Laufe zusammen und rennen mit der Stirn so gewaltig auf einander, daß es kracht und die Reine nahezu das Gleichgewicht verlieren. Der eine sucht den Mahut des andern vom Hals herabzureißen, die Köffel umschlingen sich, als wären sie Arme, und die Hornackel müssen manchmal zur Abwehr ihre Lanzen gebrauchen. So dauert der Kampf, bis der eine Elefant sich überzeugt, daß er unterliegen müsse; aber das ist ein kritischer Augenblick. Er weiß sehr wohl, daß er während der Flucht seinem Gegner die Seiten preisgibt und in Gefahr schwelt, gewaltige Stöße in die Flanke zu bekommen oder widergerissen zu werden. Deshalb rafft er sich noch einmal zu einem gewaltigen Stoße zusammen, um den Feind zu verblüffen und zurückzubringen; dann macht er in aller Eile kehrt. Das Besetzt ist entschieden, das Publikum jubelt, schreit und larmt, und Viele kammern sich nun mehr um die Ketten, als um die Elephanten.

Jetzt soll der Besetzte abgeführt werden, und in die Arena treten Männer, welche lange eiserne Zangen halten. Diese sind ausgezackt und haben einen sehr langen Stiel mit einer Dornschärfe. Sie werfen mit großer Gewandtheit eine dieser Zangen um ein Hinterbein; vermittelt der Feder klemmt sie sich um dasselbe fest, die langen Stiele gerathen zwischen die übrigen Beine, und bei jedem Schritte dringen die Zangen tiefer in die Haut ein. Der Elefant muß stehen, wird umgingelt, mit Ketten verbunden und dann aus der Arena abgeführt. Diese gehört nun allein dem Triumphtator, sein Mahut steigt ab und nun beginnt das Saramari, der Kampf zwischen dem Elephanten und den Menschen.

Von allen Seiten kommen aus den engen Thüren der Mauereinfassung Elefantensadoren und Lucenträger hervor, gestärkt und erleben ein lautes Geheul. Das Thier bleibt einen Augenblick beklüßt und unentschieden auf seinem Plage stehen, aber man läßt ihm keine Ruhe. Man verfehlt ihm Schläge mit der Karbatsche auf den Köffel, und reut ihm Lanzen in die Haut. Es wird wüthend und stürmt gegen einen der Angreifer los, aber ein anderer schwenkt den rothen Schleier vor ihm hin und her, und nun wendet sich der Elefant gegen diesen Mann; da er aber von allen Seiten gepöbeln wird und Alle verfolgen möchte, so ändert er plötzlich seinen Lauf und kann deshalb Niemand posten. Ein Hauptstück ist, daß man einer der kräftigen Elefantensadoren gegen ihn einführt, ihm einen kräftigen Karbatschenstoß auf den Köffel giebt, und während dieser ihn erschauen will, rasch zur Seite springt. Aber nun hat es der Elefant ein- für allemal auf diesen Feind abgesehen und kümmert sich nicht mehr um die andern; jener tanzt von Glück sagen, wenn er durch eine der engen Mauerspalten entklimpft. Der nun über alle Massen grimmige Elefant rennt dann wie toll und blind mit dem Kopfe gegen die Wand und kramt den Boden, daß es bröckelt. Wehe aber dem Manne, wenn er gepackt wird. Dann schlenkert das Thier ihn in die Luft, und wenn er am Boden liegt, zerhampft es ihm den Schädel; dann kommen allerdings die Lucenträger mit den Dornbären und überschütten den Kolos mit Feuer, aber zu spät.

Die Trompeten schmetterten und die Elefantensadoren entklimpften alle zumal durch die Pforten. Der Elefant be-

geist offenbar nicht, was diese Flucht bedeuten soll, und steht, neuer Angriffe gewärtig, voll Erwartung ruhig auf einer Stelle. Bald sprengt ein berittener Maharatte in die Arena; sein stüchtiges Roß hat einen ganz kurzen Schweif; einen lang herabhängenden würde der Köffel zu leicht packen können. Der Elefant hat eine große Abweigung gegen Pferde, er hegt gegen dieselben einen tief eingewurzelt Widerwillen, den er auch in ruhigem Zustande äußert.

Jetzt hebt er den Köffel, um den Gaul zu zermalmen; das Roß aber ist vortrefflich abgerichtet und gehorcht dem Reiter. Es bleibt stehen, bis der Feind es fast berührt; dann springt es zur Seite, während der Reiter dem Elephanten überall Lanzenspitze verfehlt und seinen Grimm auf das Allerhöchste steigert. Trotzdem zeigt er seine Intelligenz; er stellt sich, als ginge der Reiter ihn gar nichts an und läßt denselben von hinten ganz nahe kommen. Dann aber dreht er sich so rasch wie ein Kreis, und das Pferd kann sich nur durch den letzten Sprung retten. Nun ist der Kampf zu Ende, der Reiter galoppirt hinweg und das Publikum erhebt ein gewaltiges Geheul, während die Lucenträger an ihr Werk gehen, das jetzt die größte Schwereigkeit und Gefahr bietet, aber doch ohne Unfall zu Ende geführt wird. Der Guiltowar läßt die Lucenträger, welche einem Satuarivalla das Leben gerettet haben, vor sich kommen und schenkt ihnen, nebst 500 Rupien, noch ein jedeses Gewand.

Wider sind die Kämpfe, in welchen zwei Rhinocerosen gegen einander rennen. Beide werden an verschiedenen Enden der Arena festgesezt; das eine ist schwarz, das andere roth bemalt, damit man sie stets unterscheiden könne. Sobald man sie losläßt, traben sie plump umher und stoßen ein unangenehmes Gebrüll aus. Es scheint, als ob ihr Auge nicht schärf sei, denn sie rennen mehrmals an einander vorüber, ohne sich um einander zu kümmern; aber am Ende greifen sie sich doch an, Horn gegen Horn. Es ist merkwürdig, zu beobachten, welche Furchtlosigkeit sie zum Vespren gehen, Quarren, Tetzen und Hinren, als ob sie mit einem Säbel hantierten. Das nimmt seinen Fortgang bis ein Rhinoceros dem andern sein Horn in den Hals, unterhalb des Kopfes, rennt, denn dort ist der verwundbare Punkt. Das geöffnete Thier wendet dann den Kopf derart, daß das Horn ihn nicht in die Kehle bohrt, sondern den nüttern Knubaden, also auf den Knochen trifft. Dann stehen beide ein paar Minuten lang unbeweglich, bis sie wieder aus einander kommen; das eine rennt hinweg, rennt jedoch bald wieder heron und nimmt den Kampf mit gesteigeter Wuth auf. Das dauert wohl eine gute Stunde lang fort; die Hörner prallen wieder und immer wieder gegen einander, die mächtigen Rippen sind mit Schweiß bedeckt, von der Seiten rinnt Blut herab. Dann und wann kommen Wüter und überschütten sie mit Wasser; dadurch erfrischen sie sich und sind im Stande, den Kampf weiter fortzusetzen. Wenn der Guiltowar demselben ein Ende zu machen beschließt, wirft man einige Brandur zwischen beide, legt ihnen die Ketten wieder an, wäscht sie ab und führt sie weg.

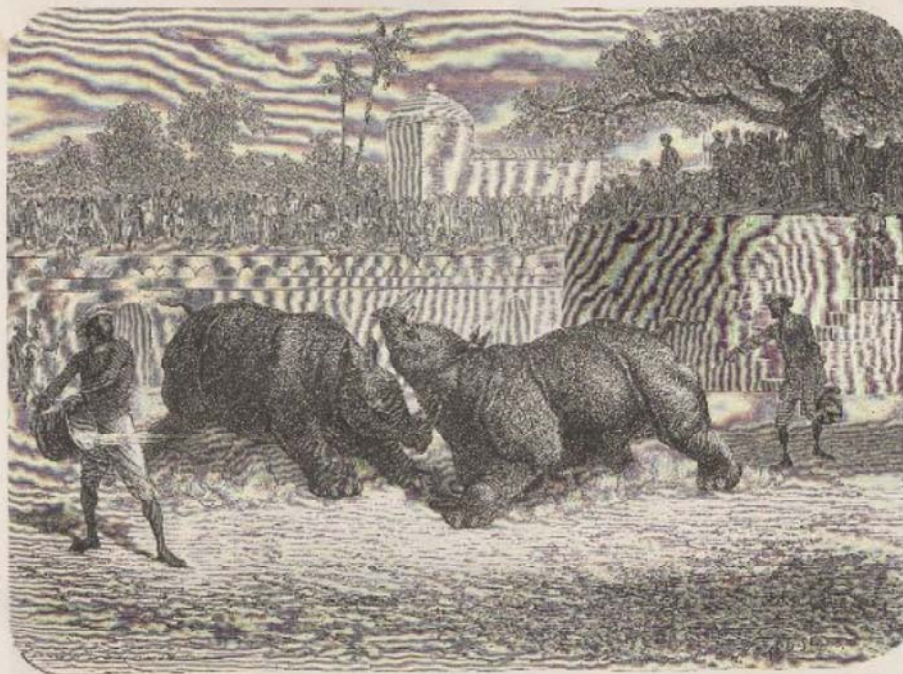
Ein gewaltiges Thier im Kampfe ist der Köffel; seine mächtigen Hörner bilden eine juchbare Waffe, vor welcher selbst der Tiger sich fürchtet, und der Köffel ist wegen seiner Gewandtheit noch gefährlicher als der Elefant. Komisch nimmt es sich aus, wenn ein Esel mit einer Hyäne kämpfen muß; dabei bleibt allemal der erstere Sieger. Sobald er des Karbatschen anständig wird, geht er gleich zum Angriff über, nicht bloß mit den Hufen, sondern auch mit den Zähnen. Als Triumphtator wird er mit Blumenkränzen behängt und unter dem Jubel der Menge abgeführt.

Die Thierkämpfe allein genügen dem Guiltowar nicht;

er unterhält auch eine Schaar von Athleten, welche weit und breit in Indien berühmt sind. Er rühmt sich selber, ein Pelwahn, Ringler, zu sein, und stellt täglich Lebewagen an. Nachdem er Morgens seine Abwaschungen nach den Vorschriften seiner Religion vorgenommen hat, begiebt er sich auf die Terrasse seines Palastes, um dort mit einem seiner Pelwahn zu ringen. Dieser darf nicht etwa ihn schonen, sondern muß sich aus allen Kräften anstrengen, um den Guikowar unter zu bekommen; am Ende läßt er aber doch seinem König den Sieg. Diese Kämpfer werden aus allen Theilen Indiens rekrutirt; die stärksten kommen aus dem Punjab und aus Travancor. Man richtet sie von früher Jugend ab, und sie gewinnen nach und nach eine gewaltige Muskelstärke. In Baroda überwacht der Guikowar sehr

genau ihre Lebensweise, schreibt die Nahrung vor und widmet diesen Menschen eben so große Sorgfalt, wie seinen Büffeln und Elephanten.

Für den 19. Juli 1865 war ein Menschenkampf angelegt worden; die Europäer hatten eine besondere Einladung und ließen nicht auf sich warten. Diesmal lag der Guikowar auf einem Stuhle in der Arena selbst, hinter ihm standen die Hofleute. Bald erschienen zwei herrlich gebaute Männer und begrüßten den König; dann stellten sie sich in einiger Entfernung von demselben auf und umarmten einander herzlich. Es ist Brand, daß ein Kämpfer seinen Gegner so niederwirft, daß er auf den Rücken zu liegen kommt, oder daß derselbe sich für überwinden erklärt. Wenn einer den andern unter hat, ihn aber nicht völlig unterwerfen

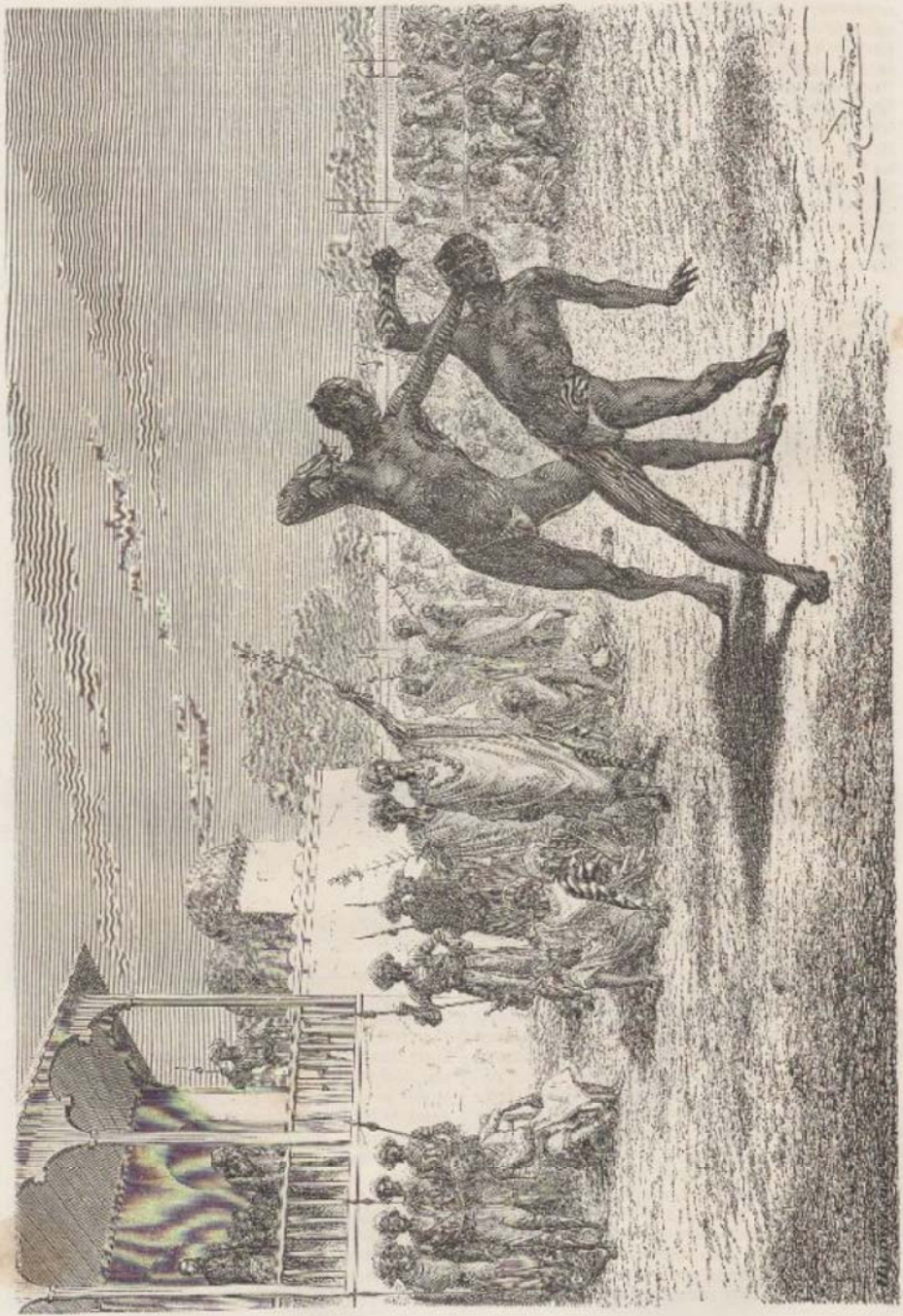


Kampf zweier Rhinocerosen in Baroda.

kan, dann dreht er ihn am Dondelent herum und bewährt sich, dasselbe abzubringen. Inögemein bittet Jener dann um Gnade, es ist aber auch vorgekommen, daß er den Schmerz erträgt und sich nicht für bezogen erklärt.

Nur allein in Baroda und in keinem andern Lande Indiens mehr kommt noch das Koki-kakusi vor, der Ringkampf mit Krallen (s. die Illustration auf S. 198). Die Athleten sind bis auf einen Lendenschurz völlig unbescheidet und zerreißen einander Haut und Muskeln mit einer Krallen, die früher von Stahl war; dabei mußte allemal einer auf dem Plage bleiben. Jetzt hat man dafür Krallen von Horn, welche vermittelt eines Nemens an der Faust befestigt werden. Die Kämpfer nehmen, um sich in eine gesteigerte Aufregung zu versetzen, süßliches Opium, das mit Bang, d. h. hier einem Hanfextract, vermischt wird;

sie stürzen, beide fliegend, gegen einander los. Bald kriecht Blut vom Kopfe und Gesichte herab, und dann kennt ihre Wuth keine Grenzen mehr. Der Guikowar verwendet keinen Uil von ihnen; seine Adern schwellen und er geräth in eine so leidenschaftliche Hitze, daß er seinerseits die Bewegungen der beiden Kämpfer mit seinen Armen und Händen nachahmt. Manchmal wird einer derselben schon halbtodt fortgetragen, während dem Sieger die Haut in Fetzen herabhängt. So tritt er vor den Guikowar hin, wirft sich nieder und wird nicht nur mit einem kostbaren Gewande, sondern auch einer Schaar seiner Beuten beschenkt. Einst wollte solch ein Kämpfer, der nicht genugsam von Bang und Opium aufgeregt war, entstehen, als er die ersten Krallenhiebe bekommen hatte. Sein Gegner rannte hinter ihn her, warf ihn um und beide wälzten sich im Stau.



Nach Jahn, der Bingantaji mit Kellen.

Der Besiegte bat um Gnade; der Sieger wandte sich an den Guisfomar und fragte, ob er ihn aufstehen lassen solle, aber der König rief in seiner wilden Aufregung: *Maro, maro!* (hane zu, hane zu!), und der Unglückliche wurde buchstäblich zerstückt. An jenem Tage vertheilte der Guis-

fomar an die verschiedenen Sieger reichliche Spenden; sie beliehen sich auf mehr als zwanzigtausend Kapien.

In einem folgenden Aufsatze werden wir „Aufsichtarten“ anderer Art schildern.

Menschenköpfe als Trophäen bei wilden Völkern.

Die Muras und Mundurucus am Tapajoz in Brasilien.

Bei den Iivaros-Indianern, einem wilden Stamme, welcher in Ecuador zwischen den Flüssen Pastaza und Chimipe umherzieht, wird ein Menschenkopf, welchen man einem Feinde abgeschritten hat, als eine Art von Adel verehrt. Wir haben vor einiger Zeit („*Oebus*“ XIX, S. 317) geschrieben, in welcher Weise solch ein Götzenkopf zubereitet wird und welche Festlichkeiten bei Einweihung desselben stattfinden.

Das Kopfschneiden spielt überhaupt bei mehr als einem sogenannten „Naimvott“ eine große Rolle, vor Allem bei den Dayaks auf Borneo. Es geht auch im Schwange bei den Mundurucus, welche im Gebiete des Amazonasstromes zwischen dem Tapajoz und dem Madeira das mächtigste Indianervolk bilden. Sie werden von ihren Nachbarn als *Paiquize*, d. h. Kopfschneider, bezeichnet.

Man hat erhalten vor eine Zustift von Herrn D. Vögler in Hannover folgenden Inhalts:

„Obgleich ich Sie von Interesse sein, daß ich bei meinen Reisen im Gebiete des Amazonasstromes so glücklich war, einen Indianerkopf vom Stamme der Parintinus in meinen Besitz zu bekommen. Derselbe ist gut erhalten, eine Trophäe der Mundurucus. Diese sind zahlreich und kriegerisch. Ihre Dörfer beschützen sie durch große, festgebauete Lehmsäulen, in welchen sie sich, falls man sie angreift, verteidigen. Sie ihrerseits führen den Krieg darauf, daß sie ihre Feinde überumpeln und diese Ueberfälle sehr selten anstellen. Den Erschlagenen schneiden sie die Köpfe ab, welche sie dann als Siegeszeichen aufbewahren; wer die meisten Köpfe aufzuweisen hat, wird Hünepfingel.“

„Man präparirt diese Köpfe in folgender Weise. Zuerst wird das Gehirn durch ein in den Hinterkopf geschlagenes Loch und durch die Augen herausgenommen und dann der Kopf völlig mit einer Leinwand überdeckt. Nachher hängt man ihn über ein Feuer, in welches die Blätter verschiedener Pflanzen geworfen werden; so wird er langsam geräucheret. Sobald er fertig ist, schmückt man ihn mit bunten Federn, füllt die Augenhöhlen mit Baumharz aus und drückt in der Mitte Klauen vom Foulthier ein. Solch ein Siegeszeichen trägt der Krieger am Hüftel vermittelst einer Schnur, welche zwischen die Zähne des Kopfes geklemmt ist.“

Wir wollen einige ethnographische Bemerkungen hinzufügen. Die Parintinus sind ein Stamm am unteren

Madaira und an den Quellen des Canama. Bates bemerkt (*The naturalist on the river Amazonas*, p. 180. London 1864), daß er über dieses Volk wenig habe erfahren können; aber die Mundurucus dagegen ist er ausführlich. Schon van Marlinus (*Reise III*, S. 1235) hat Einzelnes über dieses in mancher Beziehung interessante Volk mitgetheilt. Sie leben in steter Feindschaft mit den Muras, einem sehr tief stehenden Volke, dessen einzelne Horden als Hühnernomaden umherstreifen; an den Stellen, wo diese eine Heilung verweilen, schlagen sie leichte Hüften auf, welche sie beim Steigen des Wassers weiter landeinwärts rücken. Ihre Kähne bestehen aus Baumrinde, sie besitzen aber auch *Momeras*, Boote, welche sie den weißen Aufsehlern oder Witschlingen gestohlen haben. Sie schwimmen vertikal und sind so ausgezeichnete Taucher, daß sie Schildkröten im Wasser bei den Weinen fangen. Fische werden von ihnen mit Pfeilen geschossen und dann geröstet.

Bates sah einen Mann, der beide Lippen durchlöcher hatte. In diese Oeffnungen stecken sie Hühner, wenn sie Fremden oder Feinden entgegen gingen, Zähne vom wilden Schwein. Der Mann war von gedungenem Wuchs, das Kopfhaar hing ihm herab und er sah wild genug aus. *Mataru*, das Dorf, in welchem eine *Murachorde* wohnte, war armthelig. Die Wilden waren einige Jahre vorher aus einer Mission entflohen, und ein brasilianischer Director, welcher sie beaufsichtigen und zusammenhalten sollte, wagte nichts mit ihnen anzufangen; sie verstanden sich nicht dazu, irgend welche Frucht anzukultiviren, und waren so gut wie völlig ohne Hausgeräthe. Auf *Caru* im, d. h. Zunderbrennwein, sind sie sehr erpicht. Weit und breit stehen sie in schlechten Kufe, sie werden auch von den halbcivilisirten Stämmen als diebstahlig, faul, verrätherisch und grausam bezeichnet, und ihr Widerwillen gegen ein unsittliches Leben und gegen Alles, was nur an Civilisation streift, ist platterdings unbestreitbar.

Im sechszehnten Jahrhundert, als sie noch zahlreich waren, machten sie weit und breit die Schiffahrt auf dem Amazonas unsicher, plünderten die Niederlassungen und leisteten tapfere Gegenwehr. Dann wurden sie durch die Blatten decimirt und zerstreuten sich, und jetzt schweifen ihre armeneligen Horden über eine Strecke von reichlich 200 deutschen Meilen Arabelung. Paul Marcony („*Oebus*“ XIII, S. 290) fand am *Cudajag-See* eine *Murachorde*, welche eben Fische trocknete, und schreibt: „Diese Wilden, deren Vorfahren so kriegerisch und unähnbig sich zeigten, kriechen jetzt in dumpfer Apathie dahin; was sie recht eigentlich kenn-

ten und die Photographien eines an die Oestrichische Gesellschaft in Leipzig eingesandten, welche sich für die ethnologische Gesellsch. Bremen abends ethnographische Sammlungen, welche für Leipzig erworben worden ist, lebhaft interessiert.“

*) Herr D. Vögler bemerkt in seiner Zustift, daß er vorerst sei, dieses seltene Stück gegen einen deutschen Marcony gegen eine Vergütung zu überlassen; er habe viel Mühe und Arbeit aufzuwand und große Strapazen erdulden müssen. In England habe man ihn schon ganz Vortheile gemacht, er müßte jedoch auch den Kopf einer deutschen Weibchen gewonnen. — Wie werden ihm rathen, denselben von dem und von den ethnographischen zu